

Leseprobe - HSB-Verlag

**Friedrich Braun**

**Meine Erinnerungen – von 1925 bis 1946**

## Zum Buch

Meine Erinnerungen habe ich, nachdem meine Kinder mich immer wieder zu meiner Kindheit und Kriegszeit gefragt haben, für sie aufgeschrieben. Mittlerweile verstehe ich die Neugierde meiner Angehörigen sehr gut. Auch wenn das Gedächtnis nachlässt, Körper und Seele vergessen nicht. Meine Erfahrungen haben nicht nur mich geprägt. Sie hatten Einfluss auf mein gesamtes Leben, und somit auch auf das Leben meiner ganzen Familie. Bewusst oder unbewusst, gewollt oder ungewollt, mit oder ohne Worte – man gibt weiter, was man erlebt, gefühlt und empfangen hat.

Ich habe versucht, von meiner Zeit als Knirps, Schuljunge, Lehrbub und Soldat im 2. Weltkrieg zu erzählen. Schon immer habe ich die für mich wichtigen Daten während meines Lebens aufnotiert, sodass ich auch im hohen Alter die Fakten noch relativ genau herbeiholen konnte. Als ich dann aber meine Erinnerungen auf Papier niederschrieb, ist mir das nicht immer ganz leicht gefallen. Die Ereignisse und die zum Teil auch traumatisierenden Erlebnisse haben bis zum heutigen Tag doch ihre Spuren hinterlassen.

Heute bin ich 92 Jahre alt und lebe seit Anfang 2017 in einem Seniorenheim in Bösinggen bei Pfalzgrafenweiler. Dort kümmert man sich liebevoll um mich. Meine Kinder besuchen mich regelmäßig und bringen mich so oft wie möglich in mein leerstehendes Haus in Oberschwandorf. Es ist das Haus, das ich mit meiner im letzten Jahr im Juli verstorbenen Frau Hanne 1959 gemeinsam gebaut habe, und in dem wir 57 Jahre lang miteinander leben durften. Ich genieße jede Stunde, die ich noch dort verbringen darf.

Für unsere vier Kinder, sieben Enkelkinder und mittlerweile acht Urenkel wünsche ich mir, dass sie niemals einen Krieg miterleben müssen. Als alter Mensch, der immer noch, soweit es geht, die politischen Geschehnisse mitverfolgt, mache ich mir derzeit doch so meine Sorgen

Für die Menschen, die dieses Buch lesen und mich nicht kennen oder gekannt haben, hoffe ich doch einen kleinen Einblick in das Leben *eines* jungen Menschen während des 3. Reiches geben zu können.

Friedrich Braun im Oktober 2017

**Friedrich Braun**

**Meine Erinnerungen – von 1925 bis 1946**

Autobiographie



*Der HSB-Verlag im Internet:  
www.hsb-verlag.com*



© 2017 by HSB-Verlag  
Harald Braun  
Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt, übersetzt oder verbreitet werden.

contact@hsb-verlag.com  
D/B/001/1117/000500/1  
1.Auflage

Cover Design: HSB-Verlag  
Autorenfoto: Friedrich Braun

Umschlagmotiv: © HSB-Verlag

**Titel: Meine Erinnerungen – von 1925 bis 1946**



ISBN: 978-3-944454-01-6

*Für all jene, die mich darin bestärkten,  
meine Erinnerungen zu schreiben,  
im Besonderen für Hanne.*



Hanne Braun (geb. Bühler), Friedrich Braun auf dem Bodensee (1949)

*„Die Väter haben saure Trauben gegessen, aber den  
Kindern sind die Zähne davon stumpf geworden“ (Ezechiel 18,2)*



In meiner Wohnstube, Oktober 2017

## **Der Autor**

Friedrich Braun wurde im Januar 1925 in Haiterbach am östlichen Schwarzwaldrand geboren, wuchs dort auf und wurde in Nagold als Maschinenschlosser ausgebildet. Mit 17 Jahren wurde er zur Waffen-SS nach Prag in die Heinrich Himmler Kaserne eingezogen. Als SS-Grenadier im Stab war Friedrich Braun im 2ten Bataillon Regiment Deutschland Division „Das Reich“ der jüngste Soldat von Bataillon und Regiment (1943 in Rennes und Charkow). Nach dem Krieg arbeitete er bis 1985 bei der Daimler-Benz AG. 1950 heiratete er Hanne Bühler, mit der er eine Tochter und drei Söhne großzog. Er war lange Jahre beim VdK und bei der IG-Metall engagiert und arbeitete nebenbei noch bis ins hohe Alter in Wald, Garten und Haus.

## Meine Erinnerungen – von 1925 bis 1946

Am 29. Januar 1925 wurde ich in Haiterbach in der Froschgasse 24 geboren. Es war ein kalter Wintertag, erzählte mir meine Mutter und die Stube und Schlafkammer waren kaum zu erwärmen. Gewogen wurde ich nicht, muss aber ein mittelschweres Baby gewesen sein. Nur eine Hebamme, Vater und Mutter waren bei der Geburt anwesend. Meine Schwester Else war damals fast drei Jahre alt. Sie wurde am 13. März 1922 geboren.

Mein Vater war Friedrich Braun, geboren am 24. Mai 1887 in Beihingen als Sohn der Küfers-Eheleute Braun. Er hatte noch drei Geschwister, Schwester Katharine, Bruder Christian und Bruder Johannes. Er wuchs in Beihingen auf und war nach seiner Aussage der schönste „Bua“ von Beihingen. Er erlernte bei seinem Vater das Küferhandwerk und half in der häuslichen Landwirtschaft mit. Nach der Lehre ging er in die Fremde, seine Stationen waren Pforzheim und Freiburg. 1908 wurde er als Infanterist zum Militär eingezogen. Zu Beginn des 1. Weltkriegs kam er an die Front nach Frankreich. Er war im



Friedrich Braun

Kampf gegen die Engländer eingesetzt. Für einen Meldegang unter starker Feindeinwirkung an der Front erhielt er das Eiserne Kreuz 2. Klasse. Im August 1916 geriet er in englische Gefangenschaft und kam so nach England. Nach dem Krieg fand er meine Mutter „Mariele“ in Haiterbach. Sie heirateten im Herbst 1921 und wohnten bei meiner Großmutter Friederike in der Froschgasse 24. Meine Mutter Marie war fast genau zehn Jahre jünger als mein Vater. Sie wurde am 15. März 1897 in Haiterbach geboren. Ihr Vater, der Steinhauer Luithlen, starb an einer Staublungge vor ihrer Geburt. So wuchs sie ohne Vater in Armut auf. Das neu erbaute Heim



im Hohenrain musste verkauft werden. Dafür erwarb meine Großmutter das Haus in der Froschgasse. Es war in damaliger Zeit schwer, davonzukommen. Der Bruder meiner Mutter, Wilhelm war zehn Jahre älter und musste frühzeitig mit zum Lebensunterhalt beitragen, was er auch tat. Im Stall stand ein „Kühle“ mit Kalb, was jeden Tag mitversorgt werden musste. Da das Gras auf den Wiesen und Hängen spärlich wuchs, schlichen sich die Frauen mit Karren und Sichel in den Wald, um das Gras auf den Wegen zu stehlen. Der Waldmeister durfte sie dabei nicht erwischen. Meine Mutter war ein zartes, lebendiges Kind, was vom Essen nicht viel hielt, und musste sozusagen hochgepäpelt werden.

Es waren arme Zeiten, in denen meine Schwester und ich aufwuchsen. Doch die Schaffenskraft und die Sparsamkeit meiner



Marie Braun geb. Luithlen

Eltern machten es uns möglich, dass wir ordentlich versorgt wurden. Brot, Butter und Milch hatten wir eigen. Zum Naschen gab es nur etwas, wenn unser Döte Wilhelm mit Tante Sophie aus Stuttgart zu Besuch kam. Beide mit ihren Buben Erich und Gerhard waren keine reichen Leute, aber sie gaben gerne. Einen besseren Paten und eine bessere Tante konnten wir uns nicht wünschen. Unsere Dote Else Frank geb. Kaupp aus Stuttgart-Sillenbuch hat uns zu Ostern und Weihnachten auch gut beschenkt, wir konnten zufrieden sein.

Was uns fehlte waren Ahne und Ähne. Väterlicher- sowie mütterlicherseits kann ich mich nur auf Erzählungen stützen. Die Beihinger Großeltern sind schon vor der Hochzeit meiner Eltern gestorben. Der Großvater starb an einem Magenleiden.

Von der Ahne „Friderkaupperika“ genannt, aus Haiterbach, weiß ich nur, dass sie mich gehütet hat. Sie ist immer dabei eingeschlafen und ließ mich dabei von ihrer Schürze auf den Boden gleiten. Ich schrie dann, und sie wurde wach.

Im Juni im Jahr meiner Geburt, starb Großmutter. Nun war meine Schwester Else mit ihren drei Jahren an der Reihe, auf mich aufzupassen, wie gut und fürsorglich sie es getan hat oder tun konnte, kam immer in späteren Jahren zur Sprache, wenn sie mir als Vorbild hingestellt wurde. Dass sie eine treue Seele war und ist, ist bis heute nicht zu leugnen.

## Der Alltag meiner Eltern

Fässer machen, gebrauchte flicken und putzen für die mühsam erworbene Kundschaft. Das Geld für diese Arbeit ging ganz spärlich ein. Man musste *hoascha*, was heißt, immer wieder mündlich fordern. Die spärlichen Pfennige zum Lebensunterhalt brachte dann die mühsame Landwirtschaft, wie Milchgeld aus der Ablieferung an die Genossenschaft sowie Eiergeld von den paar Hühnern, die auch im Haus untergebracht waren und tagsüber ihren Auslauf auf den Gassen und Misten hatten. Diese Situation hat dann Vater, tatkräftig wie er war, bald geändert. Er kaufte sich das Grundstück im „Graben“ vis-a-vis von der Kirche und Stadtmauer. Dort legte er einen Garten an, baute ein Hühnerhaus und machte die Einzäunung darum. Weiter kaufte Vater eine zweite Kuh dazu, pachtete Land und konnte so wirtschaftlicher arbeiten. Mit zwei Kühen hatte man ein Gespann, das man vor Wagen, Pflug und Egge spannte. Die Kühe waren wegen ihrer Wirtschaftlichkeit fast die Nummer 1 im Haus. Fiel eine durch Krankheit aus und musste geschlachtet werden, war das ein Unglück. Das Unglück aber war noch größer, wenn das Fleisch unbrauchbar war und in die Tiermehlfabrik nach Horb gebracht werden musste. Dafür bekam man so gut wie nichts, man hatte dann nur Unkosten. Wurde eine Kuh geschlachtet, und man bekam vom Tierarzt den Freibankstempel, hieß das, dass der Metzger die geschlachtete Kuh oder das Rind nicht für sich verwerten durfte. Es musste dann an die Bevölkerung direkt verkauft werden. Dazu ging man auf das Rathaus zum Amtsboten und ließ den Verkauf „ausschellen“. Der Amtsbote, der täglich die wichtigsten Bekanntmachungen im Ort zu Gehör brachte, hatte seine bestimmten Stellen, an denen er anhielt und für jeden hörbar mit seiner Glocke schellte und dann laut und deutlich das Bekanntzumachende der Bevölkerung vorlas. Wenn es verbilligtes Fleisch gab, kamen die Leute mit Tellern oder Schüsseln zum

Leseprobe - HSB-Verlag

Prüfungsergebnis an den SS Schützen Friedrich Braun von SS 5 Div. Stabskompanie II Zug nach Prag-Rusin, Heinrich Himmler Kaserne. Die Freude war groß, hatte ich doch die Prüfung im Berufsgeschick mit GUT und in der Fachkunde mit GUT bestanden. Facharbeiterbrief und Zeugnis wurden von der Handwerkskammer Rottweil am 30. September 1942 ausgestellt. Zu Feiern gab es nichts. Ich war ja Soldat in Ausbildung, und meine bestandene Prüfung interessierte hier niemand.

## **Mein Weg zur Waffen-SS**

An einem Mittwochabend hatten sich zwei Polizeibeamte aus Nagold beim Hitlerjugenddienst angemeldet. Die Beiden machten Werbung für die Waffen-SS. Wie ich mich noch erinnern kann, war der Besuch im November 1941. Es war schon das dritte Kriegsjahr und seit dem Krieg mit Russland waren die Ausfälle bei den SS-Einheiten groß. Man brauchte Nachschub. Die beiden Polizisten redeten auf uns ein, was für Möglichkeiten uns beförderungsmäßig offen standen, auch später im Zivilleben, und was die Waffen-SS-für vorbildliche tapfere Soldaten seien, einfach „Führers Elitetruppe“. Ich hatte nicht vor, zur SS zu gehen. Meine Interessen galten der Marine. Da hätte ich mich gerne freiwillig gemeldet, doch mein Vater verweigerte mir die Unterschrift zu meinem Vorhaben. Mein Vater war Soldat im ersten Weltkrieg und wusste, was Krieg und Gefangenschaft bedeuten. Er sagte wörtlich: „Ich unterschreibe dir dein mögliches Todesurteil nicht.“ Die beiden Polizisten redeten fast zwei Stunden auf uns ein, ehe drei von uns die freiwillige Meldung unterschrieben. Ich war HJ-Führer und nun wurde besonders auf mich eingeredet, bis ich schließlich meine Unterschrift gab. Also hatten die beiden SS-Werber jetzt vier Freiwillige. Gegenüber meinen Eltern hielt ich meine Freiwilligen-Bewerbung geheim, doch nach und nach kam es doch ans Tageslicht. Das war ein Schock für meine Eltern und es begann eine schlimme Zeit für mich. Es wurde nur noch das Nötigste mit mir geredet und mir wurden Vorhaltungen gemacht. Als dann im Januar 1942 die Aufforderung zur Annahmeuntersuchung für die Wehrtauglichkeit einging, habe ich die Untersuchung nicht angetreten. Ich schrieb dem Ergänzungsamt der Waffen-SS, dass ich erst 17 Jahre alt bin und meine



Haiterbacher Rekruten 1942

Freiwilligenmeldung zurückziehen möchte und meine Eltern auch nicht einwilligten. Am 24.2.1942 erhielt ich erneut Post von der SS-Ergänzungsstelle Südwest-Stuttgart mit der Aufforderung zur Untersuchung meiner

Wehrtauglichkeit. Die angegebenen Gründe meines Nichterscheins können hier keinesfalls als stichhaltig angesehen werden. Es ist Ihre Pflicht zur Untersuchung zu erscheinen. Die Nichteinwilligung Ihrer Eltern sind keine Hinderungsgründe zur erneuten Untersuchung. Ich ging der erneuten Aufforderung nach und am 3.3.1942 erhielt ich den vorläufigen Annahmeschein. Es wird bescheinigt, dass der Freiwillige Friedrich Braun für die Waffen-SS tauglich ist. Beide Dokumente, Annahmeschein und erneute Aufforderung sind noch in meinen Unterlagen zu finden. Bis zum 1. Oktober hörte ich nichts mehr von der Ergänzungsstelle. Am 1. Oktober erhielt ich den Einberufungsbefehl. Vor Freude stieg ich auf den Amboss vor dem Haus und winkte den Nachbarn mit meinem Stellungsbefehl. Hier wurde mir mitgeteilt, dass ich zum 15. Oktober in Prag-Rusin in der Heinrich Himmler Kaserne zu stehen habe. Zugabfahrtszeiten im Stuttgarter Hauptbahnhof wurden mir ebenfalls mitgeteilt und mit Vorzeigen meines Einberufungsbescheids erhielt ich die kostenfreie Fahrkarte. Meine Arbeit bei der Firma Teufel habe ich Anfang Oktober eingestellt, mein bisschen Gesellenlohn wurde mir ausbezahlt.



Mit 17 Jahren – vor der Einberufung

Zunächst möchte ich noch eine andere Begebenheit erzählen. Während der Kriegshandlungen wurden in unserem Ort immer wieder Soldaten in verschiedenen Häusern einquartiert. Das brachte etwas Abwechslung in unser Alltagsleben. Während der Kriegszeit waren öffentliche Veranstaltungen sehr eingeschränkt. Tanzvergnügen waren ganz untersagt. Das galt nicht für die Soldaten und so kamen unsere Dorfschönheiten zur Abwechslung zu ihrem Vergnügen. Es wurden auch Liebschaften angegangen, weil viele junge Männer im Kriegseinsatz waren. Arbeitsdienstmänner waren auch in der Erntezeit bei uns im Ort einquartiert, die waren militärisch gedrillt. Auf unserem Rathausplatz mussten die Soldaten und Arbeitsdienstmänner antreten und strammstehen, dann wurde vom dem Kommandierenden Meldung gemacht an die Vorgesetzten.

Diese militärischen Aufführungen zogen auch Zuschauer an. Die Arbeitsdienstmänner waren nur mit Spaten ausgerüstet, welche blitzblank waren und in der Sonne glänzten. Mit diesen Spaten mussten die Männer auch präsentieren. Die konnten das, und diese Show begeisterte uns Jugendliche ganz besonders. Das Tagesgeld oder der Sold waren für die Arbeitsdienstmänner 25 Reichspfennig und in ihrem Arbeitslied sangen die Männer immer „25 Pfennig ist der Reinverdienst, ein jeder muss zum Arbeitsdienst. Schipp, schipp hurra!“ Die Wehrmachtsoldaten bekamen 50 Pfennige Tagesgeld in der Heimatgarnison. 1 Reichsmark Tagesgeld bekamen die Frontsoldaten. Der Lebensunterhalt einschließlich Tabakwaren, Getränke, Tee und Kaffee und ab und zu Marketenderware. Die enthielt auch Spirituosen und Schokolade und Süßigkeiten, dazu Seife, Zahnbürste, Zahnpasta. Nach der Infanterie und den Pionier-einheiten kam ein Sanitätsbataillon in unseren Ort. Meine Eltern haben einem Soldaten auch ein Quartier angeboten. Es wurde uns ein junger, noch studierender Arzt zugeteilt. Meine Mutter zeigte dem jungen Soldaten sein Zimmer, in dem auch ich mein Bett hatte. Das fand er nicht gerade einladend. Als sie ihm noch sagte, dass im Zimmer kein elektrisches Licht war und nur eine Erdöllampe für die Beleuchtung zur Verfügung stand, gefiel das dem Herrn erst recht nicht. Weil es schon Spätnachmittag war, blieb er mal für eine Übernachtung da. Meine Mutter war ihm sympathisch und am folgenden Morgen lud sie ihn noch zum Frühstück in unsere Küche ein. Es gab Kaffee, hausgemachte Butter, ein Ei und unser tägliches Weißbrot. Die Gastfreundschaft muss dem jungen Mann

gefallen haben. Er ging zwar noch auf die Suche nach einem anderen Quartier, aber er blieb dann doch bei uns. Ich ging immer früher ins Bett, als unser Soldat. Weil ich ja bald aufstehen musste, machte ich in der Frühe kein Licht an. Ich ging ganz leise aus dem Zimmer und zog meine Kleider unten in der Stube an. Langsam kamen wir uns näher und es entstand eine kleine Freundschaft. Wir redeten uns mit den Vornamen an. Der Mann hieß Viktor Branazki und stammte aus einer Arztfamilie. Eines Tages kam Viktor mit zwei weiteren Kameraden zu meinen Eltern und sie fragten wegen einer Unterkunft für ein Geheimtreffen. Was konnten da meine Eltern anderes anbieten, als unsere Stube? Die Soldaten waren einverstanden und vereinbarten gleich einen Termin an einem Abend gegen 18.00 Uhr. Abends füllte sich unsere Stube mit zehn bis zwölf Soldaten. Die Eltern, Else und ich, hielten uns nebenan in der Küche auf. Die Männer unterhielten sich im Flüsterton. Wir lauschten nicht. Nach ca. zwei Stunden verließen sie unser Haus, einschließlich Viktor. Was gesprochen wurde, blieb geheim. Nach mehreren Wochen mussten die Soldaten abrücken. Ich war mit meinem Fahrrad nach Arbeitsschluss von der Firma Teufel auf dem Heimweg. Zwischen Unterschwandorf und Haiterbach kam die Sanitätskompanie einher marschiert. Als die Soldaten mich sahen, gingen ca. 15 Mann aus dem Glied auf mich zu, umarmten mich und verabschiedeten sich von mir. Das ist mir bis heute in Erinnerung geblieben. Von Viktor hatten wir noch ein paar Mal Post aus Russland bekommen, dann brach die Verbindung ab. Für mich war die Zeit bis zur Einberufung näher gerückt.

Zuvor erzähle ich noch von einer Streiterei und Rauferei. Einige Schulkameraden und ich trafen uns zu einem Abendspaziergang. Abschließend gingen wir noch in den Ochsen in Haiterbach zum Einkehren. Im Nebenzimmer spielten wir friedlich miteinander Billard. Da kamen einige Schüler des Jahrgangs über uns. Zwei der Jungs hatten es auf meinen Nachbarn und Schulkameraden Werner und auf mich abgesehen. Sie stichelten und hänselten so lange, bis es uns zu dumm wurde. Als erstes machte sich Siegfried über Werner her. Draußen vor der Tür balgten sie sich. Plötzlich wurde auch ich angegriffen. Es war der Schmiedlehrling, ein kräftiger starker Kerl, der mir überlegen war. Auch wir gingen nach draußen vor die Tür und ich wehrte mich heftig als er mich auf den Boden zwingen wollte. Doch dann erwischte er meinen Kopf,

nahm mich in den Schwitzkasten und wir gingen beide zu Boden. Ich lag auf ihm, aber er hatte meinen Kopf und Hals so fest im Griff, dass mir fast die Luft wegblieb. Ich war wehrlos und hatte nur eine Chance. Ich verhielt mich ganz ruhig und die Umklammerung ließ etwas nach. Ich griff mit meiner linken Hand nach unten zwischen die Beine meines Peinigers, erwischte den Hoden und presste ihn zusammen. Das war schmerzhaft für ihn, er schrie auf, ließ los und heulte. Fürs Erste hatte ich es geschafft und war frei, doch es dauerte nicht lange und der Kerl holte seine Altersgenossen zu Hilfe. Die gingen wie Wilde auf mich los. Ich ließ mich aber nicht fassen, fand bei einem nahe liegenden Reisighaufen einen Ast, und damit mir keiner zu nahe kam, schlug ich damit um mich. Das ging ca. 45 Minuten gut, dann erwischte mich plötzlich einer der Angreifer. Wir landeten beide auf der Straße. Sofort schlug die ganze Gruppe wahllos auf mich ein. Mit Schuhen und Stiefeln wurde getreten und gestoßen. Ich rollte mich hilflos zusammen, schützte meinen Kopf mit den Armen und Händen. Meine Schulkameraden schrien die Schläger an, aufzuhören. Geholfen haben sie mir nicht. Durch den Radau wurden die Hausbewohner wach und drohten den Angreifern. Endlich hörten die Schläge auf und man ließ mich in Ruhe. Mit geschwellenem Gesicht, blauen Flecken und blutenden Wunden am Körper schleppte ich mich nach Hause. Am Wasserhahn in der Küche wusch ich mich ab, verpflasterte die Wunden und legte mich mit großen Schmerzen ins Bett. Am nächsten Morgen fuhr ich wieder zur Arbeit. Mein Aussehen entging natürlich niemandem und mein Meister fragte mich, was passiert sei. Ich gab ihm zur Antwort, dass ich in ein Wespennest geraten sei. Meinen Eltern erzählte ich, was geschehen war. Meinen Schlägern konnte ich nicht lange gram sein. Sie mussten nacheinander in den Krieg ziehen und leider sind alle gefallen.

Auch meine Zeit zur Einberufung war gekommen, am 14.10.1942 machte ich mich in Begleitung meines Vaters, der ein Stück mitging, auf den Weg zum Gündringer Bahnhof. Der Abschied von Mutter und Schwester fiel mir schwer. Mir war plötzlich bewusst, dass ich ins Ungewisse ging und es ein Abschied für immer sein könnte. Von meiner Mutter habe ich mich besonders schwer gelöst und kein Auge war tränenleer. Natürlich wurde mir ein Paket Lebensmittel mitgegeben und Wegzehrung. Vater begleitete mich eine kurze Wegstrecke, dann nahm mein





Familienfoto 1942 – kurz vor meiner Einberufung zur  
Waffen-SS nach Prag

Vater von mir Abschied, auch mit Umarmung. Wieder flossen Tränen. Vater war ja im ersten Weltkrieg und wusste, was mir bevorstand. Vom Haiterbacher Bus (Ackerflur in Haiterbach auf der Anhöhe Richtung Talheim und Gündringen) aus schaute ich nochmals auf unser Städtle zurück und prägte mir das Bild ein. Nun war ich allein mit mir und ging, mich immerzu umschauend,

dem Bahnhof Gündringen entgegen. Im Zug war ich plötzlich unter Menschen, hörte ihre Gespräche und fühlte mich nicht mehr so einsam. Von Stuttgart aus fuhr mein Zug gegen 19.00 Uhr ab nach Prag. Ich war rechtzeitig am Bahngleis. Hier war ein buntes Treiben von Kommen und Gehen. Meine Gedanken gingen Richtung Prag. Ich fand im Zug einen Sitzplatz und verstaute mein Paket. Von meinem Sitzplatz aus, am Fenster, erfasste ich die Leute, die auf den Zug zugingen. Beobachtete Abschiedszenen. Ein schriller Pfiff, Fenster und Türen schließen hörte ich den Zugschaffner. Wir fuhren los. Es war noch nicht dunkel, also konnte ich die Vororte, das Häusermeer und später die Herbstlandschaft in Richtung Nürnberg genießen. Gegen 20.30 Uhr wurde es dunkel. Das Licht im Zug ging an und die Passagiere mir gegenüber unterhielten sich. Auch ich wurde gefragt, wohin meine Reise geht. Nach Prag fuhr keiner der Mitreisenden. Unser Schnellzug hielt nur an größeren Städten und die Fahrgäste wechselten ständig. Nach Mitternacht ging es Richtung Tschechien und der Zug leerte sich. Gegen 6.00 Uhr morgens waren wir in Pilsen. Es war kaum ein deutsches Wort mehr hörbar. Um 7.00 Uhr fuhr der Zug in Prag ein. Nach dem Verlassen des Zuges sah ich junge Männer mit Koffern und Paketen, das konnten nur Rekruten sein, die wie ich auch zur Kaserne mussten. SS-Soldaten kamen auf uns zu, ließen sich unsere Einberufungspapiere zeigen und geleiteten uns zur Straßenbahn nach Prag-Rusin. In Rusin war die Heinrich Himmler Kaserne, ca. 10 km von Prag entfernt. In der Straßenbahn saßen auch Pragerinnen und Prager. Einem Straßenbahnfahrer muss ich besonders gefallen haben, denn er machte eine junge Tschechin auf mich aufmerksam. Was er sagte, habe ich nicht verstanden, doch beim Aussteigen lächelte die junge Tschechin mir zu. Also kamen mir die Prager insgesamt freundlich vor. Von der Straßenbahn-Endstation Rusin hatten wir, inzwischen ca. 15 junge Männer, noch einen guten Kilometer zu laufen. Am Kaserneneingang hingen zwei große SS-Fahnen. Einem Wachsoldaten mit Gewehr, auf dem Kopf einen Stahlhelm, und einem Offizier mussten wir unsere Papiere zeigen, anschließend wurden wir in eine Sammelunterkunft geleitet. Gegen Abend waren wir ca. 200 junge Männer, und wir wurden von einem höheren Offizier begrüßt. Es waren Ausbilder und zum Teil hoch dotierte Unter- und Oberscharführer mit EK 1 und 2 (Eisernes Kreuz) und Nahkampfspange in Gold und Silber und Verwundetenabzeichen,

Leseprobe - HSB-Verlag

Sie hatten die Truppe verlassen. Ich ging zum Küchenwagen. Der stand offen, ich holte Kommissbrote, Butter, Marmelade und Wurst. Im Feldküchenkessel war noch kalter Kaffee und den füllte ich in die Kanister. Ich war in Eile, denn nur im Morgengrauen konnte ich ungesehen vom Feind die Kampftruppe erreichen. Als ich in der Stellung ankam, teilte ich wie üblich meine Verpflegung aus. Nur der Kaffee war kalt. Ich erzählte den Vorgesetzten von den zwei Deserteuren. Ich konnte deshalb die Truppe nur noch mit kalter Kost verpflegen. Als ich von meiner Morgentour zurückkam, war der LKW-Fahrer da. Er hatte in einem Privatquartier verschlafen. Ich war froh, dass wir nun zu zweit waren. Der Fahrer kannte sich auf dem LKW besser aus, und so konnte ich meine Abendfuhre mit Verpflegung vorbereiten. Auch Munition wurde an der Front gebraucht. Der Fahrer kochte auch Tee. So konnte ich bei der Abendverpflegung den Soldaten einen warmen Tee aus-schenken. Meine letzte Verpflegungsversorgung machte ich abends am 8. Mai. Als einige Kameraden zu mir an den Wagen kamen, wurden wir von einem Granatwerferfeuer überrascht. Wir warfen uns auf den Boden und gingen in Deckung. Wir haben den Überfall ohne einen Ausfall überstanden. Nur mein Pferd wurde von einem Granatsplitter getroffen. Es wurde sehr unruhig. Ich ging auf das Tier zu und streichelte es. Dadurch wurde es ruhiger. Ich machte es von der Deichsel los und löste die Stricke an der Waage. Das Pferd sank langsam auf die Erde. Ich holte meine Pistole und erschoss es. Es tat mir sehr weh, einem Tier, auf das man täglich angewiesen war, den Todesschuss zu geben. Glück im Unglück war, dass mein zweites Pferd nicht getroffen worden war. Ich konnte so unversehrt zurück fahren. Wir hörten jeden Abend die Nachrichten in einem Radio. Gegen Mitternacht wurde be-kannt, dass der Krieg vorbei war und die Soldaten nicht mehr an ihren Soldateneid gebunden waren. Das war eine Erlösung. „Aber wie geht es weiter?“, fragte ich mich.

## **Kriegsende und Kriegsgefangenschaft**

Mein Fahrer und ich packten noch in der Nacht unsere Privat-sachen zusammen und holten noch Verpflegung im Küchenwagen. Im Morgengrauen fuhren wir mit frischem Pferd und Wagen los, Richtung Westen. Unterwegs kam ein Reiter hinter uns her und

schrie uns an, wir hätten sein Pferd gestohlen. Wir schrien zurück, er solle uns ziehen lassen, da der Russe in wenigen Stunden da sei. Dann sei er alle seine Pferde los. Es half nichts, er schrie uns weiter an als Diebe. Ich griff zu meiner Pistole und gab einige Warnschüsse ab. Nun ließ er uns ziehen. Gegen Mittag kamen wir in Ortschaften, wo alles voll war mit zurückflutenden Militäreinheiten. Wir reihten uns ein und fuhren in der Kolonne mit. Unterwegs gab es immer wieder längere Staus in den Ortschaften, wenn Truppenverbände aus anderen Richtungen dazu kamen. Es gab auch Streitigkeiten an Wegkreuzungen, da jede dazukommende Einheit auf die Rückzugsstraßen wollte. Gegen Nachmittag kamen wir in Gmünd in Österreich an. Hier war wieder alles voll von deutschen Truppen. Ich ging zu Fuß in das Städtchen und kam auf den Marktplatz. Hier sah ich einen russischen Kriegsgefangenen auf einem Pferd im Sattel sitzen. Es war mir sofort klar, dass ich dieses Pferd haben muss. Ich ging auf den Russen zu und sagte, dass er absteigen soll, weil ich das Pferd haben möchte. Der Mann reagierte nicht, also zog ich meine Pistole und bedrohte ihn. Daraufhin stieg er vom Pferd und ich konnte aufsitzen. Nachdem ich aufgestiegen war, wurde es unruhig. Einige schrien, der Russe kommt. Ein Trupp Reiter kam an mir vorbei und ich ritt in Panik hinterher. Mir war nicht wohl dabei, da ich an meinen Kameraden dachte, den ich zurückgelassen hatte. Wir ritten querfeldein. Wo wir genau waren, wusste ich nicht. Es ging Richtung Westen. Unterwegs kamen wir an Ortschaften vorbei, da standen die Leute vor ihren Häusern mit Blumensträußen, und die Bottiche waren gefüllt mit Wasser. So sollte der Russe empfangen werden. An so einem Bottich ließ ich mein Pferd von dem Wasser saufen. Wir kamen an einem Feldweg vorbeigeritten. Hier hielt eine Artillerieeinheit mit Pferdegespann. Die Soldaten fuhren die Geschütze in den Graben, spannten die Pferde aus, legten ihnen eine Decke auf den Rücken, setzten sich auf die Pferde und ritten uns hinterher. Gegen Abend setzte ich mich von den Reitern ab und suchte ein Bauernhaus auf. Ich fand ein einsames Gehöft. Vor der Scheune saß eine ältere Frau und schälte Kartoffeln. Die dampften noch und ich hatte einen Mordshunger. Ich bat die Frau um eine Kartoffel und sie gab mir zwei Stück. Mein Pferd wollte auch gefüttert sein, und ich durfte es im Heuschuppen unterstellen und es bekam Heufutter. Mein Nachtquartier durfte ich neben dem Pferd einnehmen. Mein Hunger war von den zwei Kartoffeln nicht gestillt, und so ging ich

ins Haus und bat um ein Abendbrot. Man gab mir etwas Brot und Butter, dazu ein Glas Wasser. In der Nebenstube saßen zwei Männer und tranken roten Wein. Mich haben sie weiters nicht beachtet. Ich ging zu meinem Nachtlager, konnte aber wegen der Kälte nicht einschlafen. Da ging ich in den Pferdestall nebenan. Dort fand ich eine Pferdedecke, darunter fand ich einen guten Schlaf. Am anderen Morgen untersuchte ich meine Pferdetasche. In ihr waren zwei Schulterklappen mit je zwei Sternen, zwei Schachteln Zigaretten, Feuerzeug, Zahnbürste, Seife und Rasierzeug. Das war für mich ein guter Fund und ich konnte mich sauber halten. Zum Frühstück ging ich wieder in die Küche der Bauersleute. Man gab mir eine Tasse Kaffee und ein großes Stück Brot ohne Zulagen. Ich wurde satt und bedankte mich. Nun ging ich zu meinem Pferd, tränkte es an dem Hofbrunnen, an dem ich mich gewaschen hatte. Ich legte den Sattel auf, und der Ritt ging weiter Richtung Westen. Bald kam ich an eine Straße, wo Wehrmachtseinheiten dicht gedrängt im Rückzug waren. Pferdegespanne,, Wagen an Wagen, fuhren in unendlichen Kolonnen dahin. Ich war erstaunt über die vielen Militäreinheiten, die hier unterwegs waren, und ritt an ihnen vorbei. Gegen Mittag wurde das Reiten für mich unerträglich. Mein Hintern war wund geritten, weil ich das nicht gewöhnt war. Ich stieg ab und ging neben meinem jungen Pferd einher. Auch das Laufen und Gehen bereitete mir Beschwerden. Ich ging auf eine Wagenkolonne zu und bat, mitfahren zu dürfen, was mir auch erlaubt wurde. Als das Fahrzeug kurz anhielt, setzte ich mich rückwärts auf das Fahrzeug und hielt die Zügel von meinem Pferd in der Hand. Doch als der Wagen anfuhr blieb mein Pferd stehen und ging keinen Trott weiter. Ich musste absteigen und neben dem Pferd einhergehen. Jetzt war mir klar, warum die Zügel des Tieres an beiden Enden zusammengeknotet waren und das Pferd von seinem Reiter irgendwo abgestellt und herrenlos war. Ich musste also wieder zu Fuß gehen, und die Soldaten auf ihrem Fahrzeug lachten. Nach einigen Stunden Gehen setzte ich mich wieder auf mein Pferd und ritt querfeldein. In einer Ortschaft bettelte ich bei einem Bauern um Heu und Wasser für meinen Gaul. Für mich bat ich um ein Stück Brot und kam mir plötzlich armselig vor. Gegen Abend wollte ich weiter reiten, aber mein Pferd hinkte und war kaum zu bewegen. Ich kam mit dem lahmen Gaul an einer Wiese vorbei, wo noch andere herrenlose Pferde umherliefen. Ich öffnete den Bauchgurt vom Sattel meines Pferdes und löste das Zaumzeug.

Nun konnte das Pferd ungehindert fressen. Dann nahm ich die Satteltasche an mich und nun stand ich gottverlassen auf der Wiese und nahm Abschied von meinem Pferd. Ich musste ein Nachtquartier aufsuchen, und wie ich so auf einem Feldweg einherging, hörte ich Pferdegetrampel. Tatsächlich kam eine Wagenkolonne angefahren. Ich ging auf die Fahrzeuge zu, doch der Mann verstand mich nicht. Es waren Russen, und zwar ehemalige Kriegsgefangene, die sich in den Dienst der Wehrmacht stellten. Ein weiterer Russe kam auf mich zu. Er verstand einigermaßen Deutsch. Ich sagte, dass ich auf der Flucht wäre und mein Pferd krank sei. Ich wolle Richtung Westen zum Amerikaner, ob ich mitfahren dürfe. Er gab mir zu verstehen, dass ich auf den Pferdewagen aufsteigen solle. Ich legte meine Satteltasche auf den Wagen und setzte mich dazu. Die Fahrt ging weiter in die Nacht hinein. Ich war todmüde und legte mich auf das Soldatengepäck. Von nun an weiß ich von der Nachtfahrt nichts mehr. Ein tiefer Schlaf überwältigte mich. Am anderen Morgen wachte ich auf, als die Kolonne in einer Ortschaft in Österreich anhielt. Die Russen erkundigten sich bei den Bewohnern nach einer Dienststelle der Amerikaner. Ich setzte mich ab, und suchte nach einem Wehrmachtslager. Ein Einwohner konnte mir Auskunft geben, und so fand ich außerhalb des Ortes eine Wehrmachtseinheit. Ich fand einen Wachposten und bat, mich zu seiner Dienststelle zu begleiten, was er auch tat. Es war noch früh am Morgen. Ich setzte mich vor das große Zelt, in dem die Soldaten schliefen. Gegen 8.00 Uhr durfte ich das Zelt betreten und dem Oberfeldwebel mein Anliegen vortragen. Ich war als SS-Mann nicht besonders willkommen, und so führte man mich zu dem Lagerleiter, einem Hauptmann. Ich erzählte dem Mann, wie ich mich bis hierher durchgeschlagen habe und fragte, ob ich bei seiner Einheit unterkommen kann. Der Offizier gab sich erstaunt und sagte, dazu müsse er seinen Stab befragen. Ich solle abwarten. Nach etwa zwei Stunden langen bangem Warten kam die Zusage, dass ich vorerst bleiben könne. Ich müsse aber meinen SS-Waffenrock ausziehen, meine SS-Identität, Soldbuch, und was sonst noch auf die Herkunft schließen lässt, abgeben. Ich wurde neu eingekleidet in die Wehrmachtsuniform und bekam auch ein neues Soldbuch. Ich wurde auch wie jeder Wehrmachtssoldat behandelt und gepflegt. Ich fühlte mich geborgen. Doch nicht lange; nur zwei Tage später ließ mich der Hauptmann zu sich kommen und machte mir klar, dass ich nicht

bei seiner Einheit bleiben dürfte. Vom Amerikaner sei bekannt gemacht worden, dass, wenn sich bei einer Wehrmachtseinheit untergetauchte SS-Soldaten befinden, diese Einheit keine Gefangenenentlassungspapiere erhält. SS-Soldaten seien erkennbar an dem Blutgruppenzeichen unter dem linken Oberarm. Ich gab zu, dass ich das Blutgruppenzeichen A unter dem linken Oberarm eintätowiert habe. Der Hauptmann gab mir den Rat, dass ich mich bei den Amerikanern in Gefangenschaft begeben solle, da ein Durchkommen bis nach Stuttgart nicht zu schaffen sei, ohne aufgespürt zu werden. Ich gab dem Lagerführer meine Pistole ab. Er veranlasste, dass ich noch einen Wehrmachtsmantel, Kochgeschirr und Feldflasche zugeteilt bekam, dazu gab es noch ein belegtes Brot. Nun kam ein schwerer Gang. Ich verabschiedete mich. Der Hauptmann gab mir noch die Hand, nachdem ich militärisch grüßte. Soldaten, die umherstanden, schauten mich betroffen an. Ich ging in den Ort, im Rathaus war die Geschäftsstelle der Amis. Ich klopfte an die Tür und drei erstaunte Amerikaner öffneten. Ich stand kurz stramm, dann hob ich beide Arme und sagte: „Ich melde mich in die Gefangenschaft als Angehöriger der Waffen-SS.“ Einer der Amerikaner kam mit vorgehaltener Pistole auf mich zu und tastete mich nach Waffen ab. Dann durfte ich in das Dienstzimmer. Ich musste stehen bleiben und wurde verhört. Einer der Militärpolizisten sprach Deutsch und übersetzte meine Angaben. Dann wurde ich in eine Stube eingesperrt. An dem Nachmittag kamen noch zwei weitere SS-Männer dazu. Nach dem Verhör mussten wir alle drei ins Freie treten. Man befahl uns, die Hände hoch zu nehmen und nun mussten wir losmarschieren. Zwei der Amerikaner zogen in kurzem Abstand hinterher, das Gewehr im Anschlag auf uns gerichtet. Am Ortsausgang mussten wir in einen Waldweg reinmarschieren. Wir durften die Hände runter nehmen. Keiner durfte ein Wort sagen. Was die Amis mit uns vorhatten, ist mir auch heute noch nicht klar geworden. Ich hatte mit meinem Leben abgeschlossen und wartete jeden Augenblick auf die Todeschüsse. Plötzlich schrien die Bewacher „STOP!“, und nun mussten wir den Weg zurück gehen. In die Ortschaft zurückgekommen, mussten wir wieder die Hände hoch nehmen und so zum Marktplatz marschieren. Nach einer knappen Stunde des Wartens kam ein Ami-Lastwagen angefahren. Darauf waren lauter gefangene SS-Männer. Hier mussten wir drei auch auf den Lastwagen steigen. Hinterher fuhr schwer bewaffnet die Wachmannschaft.



Unsere Fahrt endete im Kriegsgefangenenlager AIGEN-SCHLÄGL. Hier mussten wir einzeln durch ein Tor zum Lager. Uns wurde alles abgenommen, Uhren, Ringe, Messer, Erkennungsmarke, auch private Sachen wie Heimatpost und Fotos, vom Essbesteck wurde sogar die Gabel abgebrochen. Wir wurden auch gefilzt. Ich hatte die russische Gewehrkugel, die bei meiner Verwundung im linken Unterarm stecken blieb, als Andenken in meiner Geldbörse. Auch die wurde mir entwendet und weggeschmissen.

Die Amiposten, die uns gefilzt haben, waren schwer bewaffnet. Sie hatten beiderseitig an den Oberschenkeln hängende Revolvertaschen. Nach Art der Cowboys im wilden Westen steckten darin griffbereit an Lederriemen hängende Armeerevolver. Es war auffallend, wie sie an beiden Unterarmen bis zum Ellbogen gestohlene Armbanduhren umgeschnallt hatten. Auch an den Fingern glänzten gestohlene Ringe. „Shut up Fucking Krauts!“ oder „Fucking Nazi Boy!“, wurden wir angeschrien. „Fucking SS-Schwein!“, schrie man uns erneut an. Dass uns in diesem Lager nichts Gutes erwartete, wurde durch das herrische Benehmen der Besatzer klar. Nach dem Einzeldurchgang durch das Tor, gingen wir ein paar Stufen nach unten auf eine Wiese. Hier mussten wir dicht gedrängt, Mann an Mann, stehen. Erst am Abend durften wir uns setzen. Wir saßen Rücken an Rücken in verschiedenen Reihen. Das machte uns nichts aus. Als Soldat an der Front saß man auch im Dreck, aber wir konnten nicht austreten. Es gab keine Latrine für uns. Der Stuhlgang konnte größtenteils zurückgehalten werden, aber der Urin nicht. So saßen wir in unserem eigenen Seich mit Kleidern. Zu essen und zu trinken gab es erst am dritten Tag, als das Camp erweitert war. Die Verpflegung war sehr mager. Zum Frühstück gab es eine Brühe als Kaffee, einen Viertelliter ohne Brot, zum Mittag erhielten wir 3/10 Liter Erbsensuppe und abends für 20 Mann ein Kommissbrot. Schwierig war es, so ein Brot gerecht aufzuteilen, und ohne Messer unmöglich. Bei unserer Gruppe hatten wir das Glück, dass ein Soldat es fertiggebracht hatte, ein Taschenmesser während der Durchsuchung durch die Posten zu verstecken. Damit konnten wir unser Brot einigermaßen gerecht aufteilen. Nun wussten wir, was uns bevorstand. Unser Nachtlager war auch eingeeengt. Wir wurden platziert wie die Gräberreihe auf dem Friedhof. Man lag Mann an Mann. Am Fußende war ein Fußweg, dann kam die Reihe unterhalb zu liegen. Am Kopfende

gab es wieder einen Fußweg dann kam die darüber liegende Reihe und so wurden wir auf der ganzen Wiese platziert. Abends um 19.00 Uhr wurde über das Lager geschossen. Wir mussten uns hinlegen und ruhig verhalten. Bei Nichtbefolgung dieser Anordnung wurde uns gedroht, in das Lager hineinzuschießen. Morgens um 7.00 Uhr wurde wieder geschossen und wir durften uns bewegen. Nachts war es je nach Witterung stockdunkel. Das war schlimm, wenn man die Latrine aufsuchen musste. Die Latrine war ein Graben, ca. sechs Meter lang, zwei Meter breit und zwei Meter tief. Entlang dem Loch war eine Holzstange auf vier Pfählen aufgenagelt in 80 cm Höhe. Man ging am besten zu zweit zum Stuhlgang. Man musste festgehalten werden, damit man nicht in das Loch hineinfiel. Papier gab es nicht zum Abwischen. Meist wurden Geldscheine verwendet, sofern man noch welche hatte. Beim Liegen lagen wir Mann an Mann auf dem nackten Boden. Wer einen Mantel hatte, konnte sich zudecken. Andernfalls wurde halt in den kalten Nächten gefroren. Einmal lag morgens Schnee auf uns wie ein Leichentuch. Beim Öffnen der Augen konnte man bei sternklarem Himmel auf die Sterne schauen. Als Soldat im Kampfeinsatz war man gewohnt im Freien zu kampieren, aber man hatte eine Zeltplane die vor Regen und Schnee schützte. Nach zwei Wochen wurde man abgelöst und kam zur Auffrischung in Ruhestellung. Hier mit einer Hungerverpflegung war der Körper geschwächt, und im Mai war der dauernde Aufenthalt bei diesen Temperaturen und der Witterung unerträglich. Eine weitere Erschwernis war, dass wir uns nirgends waschen und rasieren konnten, und auch die Kleidung konnten wir nicht sauber halten. Bei Regenwetter war man tagelang in nassen Kleidern. Wir wurden schlimmer gehalten, als Tiere. Wenn sich die Sonne mal zeigte und Wärme ausstrahlte, konnten wir uns wieder etwas erholen. Das war ein Geschenk des Himmels! Nach ein bis zwei Wochen in diesen Verhältnissen wurden Hunger und Durst zur Qual. Thema Nummer 1 war das Essen. Manche erzählten von verschiedenen Mahlzeiten. Ich dachte natürlich auch an zu Hause, und an unsere Schweine, die besseres Futter hatten als wir. Ich habe mir oft gewünscht, dass ich aus dem Schweinekübel bei meinen Eltern die Kartoffelschalen mit den Händen herausholen dürfte, um satt zu werden. So siechten wir dahin, und die ersten Schwerkranken und Toten wurden am Lagerort abgelegt. Wir hatten bei der Lagerleitung auch eine Sanitätsstelle, da brachte man die Fieberkranken hin. Doch unter



Massengräber gefunden. Unsere kultivierten Befreier hatten nicht einmal Achtung vor den Toten und Kriegsgefangenen, und das nach Kriegsende.

Wir hatten auch eine Lagerleitung. Unser Lagerleiter war der Hauptsturmführer Keller, angeblich ein Stuttgarter. Er mit seinen Ordonanzen konnte bei den Amis nichts ausrichten zur Besserung unserer Verhältnisse. Die Offiziere mussten mit der gleichen Verpflegung auskommen wie die Mannschaften. Auch sie waren „Fucking-Nazi-Schweine“. Nach ca. drei Wochen wurden alle Offiziere im Lager abgeholt und kamen in ein anderes Lager. Wir mussten uns aufstellen und wurden gefilmt. Wir sahen aus wie ein verwaarloster, halbverhungertes Haufen, dreckig, unrasiert und in schmutziger Uniform. Wenn dieser Film gezeigt wurde, hat das unsere Rächer bestimmt befriedigt. Der Hunger schwächte meinen Körper jeden Tag mehr. Ich konnte kaum noch stehen und gehen, und im Liegen war der nasskalte Boden unerträglich. Ich wünschte mir den Tod herbei. Aussicht auf Besserung bestand nicht. 20 Jahre sollten wir in Gefangenschaft bleiben, so die Lagerparole. Wie ich so dahinsiechte, besuchte mich ein Mann. Der hatte in Erfahrung gebracht, dass ein Haiterbacher im Lager sei. Der Mann stellte sich vor als Wilhelm Schwenk und er sei aus Nagold. Ich war erstaunt und erfreut, einen Landsmann hier im Lager kennenzulernen. Der Wilhelm Schwenk war ein Mann nahezu 40 Jahre alt, groß gewachsen und in körperlich guter Verfassung. In Nagold besaß der Mann damals die Gaststätte „Zum Bären“, von Beruf war er Metzger. Die Frage war, wie kommt so ein Mann ins SS-Lager. Wilhelm erzählte, er sei als Hilfspolizist eingezogen worden und seine Aufgabe war, im besetzten Russland mit anderen Hilfspolizisten die Bevölkerung zu beaufsichtigen und zu befrieden. Die Partisanentätigkeiten unterbinden, auch Deportationen mussten sie ausführen. Das war eine Aufgabe und Drecksarbeit, die den Männern zugemutet wurde. Bei den Amerikanern waren das natürlich Leuteschinder, die behandelt werden mussten wie die verhassten SS-Männer. Wilhelm erzählte weiter, er sei außerhalb vom Lager in der Küche beschäftigt, müsse mithelfen beim Pferdeschlachten und bei der Zubereitung unserer Erbsensuppe. Es ginge ihm den Umständen entsprechend gut, Hunger brauchte er nicht zu leiden. Die Einheitsbrühe mit Pferdefleisch sei keine Delikatesse, aber man werde satt. Wilhelm sah natürlich meinen abgemagerten Zustand und versprach, mir täglich

## Mein Dank

Ausdrücklich möchte ich mich bei Herrn Walter Mühlbäck aus Aigen-Schlägl (Ehrenbürger und ehem. Amtmann der Stadt Aigen) bedanken. Er hat mich bei meinem Besuch in Aigen-Schlägl im Sommer 2010 in meine Vergangenheit begleitet. Er selbst war im Mai 1945 viereinhalb Jahre alt. Er gehörte damals zu den Kindern, die das wenige, das sie selbst hatten, mit uns teilten, und uns ausgehungerten Kriegsgefangenen mit ihren Eimern voller Suppe und Kartoffeln ein wenig aus unserer Not halfen.

Auch bei Frau Maria Lehner möchte ich mich für die zur Verfügung gestellte Lagerskizze von ihrem bereits verstorbenen Mann, Konsulent Josef Lehner, recht herzlich bedanken.

Mein Dank gilt auch an das EuroJournal / Verein Kultur Plus in Linz, Frau Dr. Elisabeth Schiffkorn und Aurelia Schneckenreither für Ihre Webseite „Zeitzeugen“.

[http://www.ooezeitgeschichte.at/Zeitzeugen/Zeitzeugen\\_AigenLager\\_1.html](http://www.ooezeitgeschichte.at/Zeitzeugen/Zeitzeugen_AigenLager_1.html)

Oberschwandorf im Oktober 2017

Friedrich Braun



Im Sommer 2017

Der HSB-Verlag ist ein junger Verlag mit modernen Ideen. Die Produkte gliedern sich in die Bereiche Romane und Krimis, Biographien, Firmengeschichten, interessante Geschichten sowie Kunst in Verbindung mit Reisen.

### **Unser Konzept ✂**

Nutzung unserer Produkte als wertvolle Geschenke für Freunde, Kunden und Geschäftspartner.

Wir setzen auf den klassischen Vertrieb über den Buchhandel

Wir nutzen das Internet als wesentliches Element zur Präsentation für den Vertrieb

- 🏠 Web-Präsenz für Bücher
- 📁 Portale zu interessanten Themen
- 👁 Internet Marketing
- 📖 E-Books

### **Ihre Ideen ⓘ**

Sie haben eine gute Idee für eine spannende Geschichte, im Rahmen unserer Produktzielgruppe, vielleicht schon ein fertiges Manuskript? Lassen Sie es nicht in der Schublade verstauben, setzen Sie sich besser mit uns in Verbindung.

Ihr HSB-Verlag

Kontakt: [h.braun@hsb-verlag.com](mailto:h.braun@hsb-verlag.com)

Presse: [hsb-redaktion@hsb-verlag.com](mailto:hsb-redaktion@hsb-verlag.com)

[www.hsb-verlag.com](http://www.hsb-verlag.com)



Leseprobe - HSB-Verlag